

Erkenntnis auf den zweiten Blick

Ein Julitag, heiß und wolkenlos. Es ist das erste Mal, dass ich New York besuche. Über die Brooklyn Bridge betrete ich Manhattan. Von der Brücke aus sieht man die Skyline. Imposant und atemberaubend. Und doch nicht makellos. Denn die Augen des Touristen suchen nur eins: Den Platz, den die Zwillingstürme des World Trade Center eingenommen hatten. Die Vorstellung integriert die einst höchsten Gebäude der Welt wieder ins Stadtbild.

Brodeldes Leben auf dem Broadway. Grob peile ich die Richtung an, in der Ground Zero liegt, gehe langsam Richtung Westen. Den Stadtplan habe ich weggesteckt, um etwas essen und trinken zu können.

Dann und wann tauchen Pushcarts an den Straßenecken auf – bewegliche Imbiss-Stände, die zur City gehören wie die Türme. Ein Stand, an dem eine Frau Souvenirs verkauft. Ein Bauzaun. Die Straße verengt sich. Plötzlich sind weniger Passanten da, es geht nicht richtig weiter.

Verunsichert drehe ich um, laufe wieder am Zaun entlang. Dann fährt's mir in die Glieder: Das ist doch, das muss doch ... Die Baustelle ist enorm groß. Das muss Ground Zero sein.

Die Menschen laufen achtlos weiter. Keiner bleibt stehen. Keiner guckt besonders. Wenn das der Ort des Schreckens ist, müssten doch mehr Touristen hier sein. Ich traue mich nicht, jemanden zu fragen. Ich kann doch nicht fragen, ob das Ground Zero ist. Kein Schild, kein Hinweis, kein Straßennamen. Nichts, was Orientierung böte.

Dass ich das Areal nicht auf den ersten Blick erkenne, bringt mich aus der Fassung. An Ort und Stelle den Stadtplan zu zücken, wäre mir peinlich gewesen. In einer Seitenstraße finde ich eine Bank, atme tief durch, befrage die Koordinaten. Der Plan sagt: Diese Baustelle ist Ground Zero.

Zweiter Anlauf. Und siehe da. Es gibt sie doch, die Touristen. Ein asiatisches Pärchen scheint auch verwirrt, fragt einen Bauarbeiter. Der beschreibt mit seinem Finger eine großen Bogen. Zur anderen Seite sollen die beiden gehen. Dort, in der Liberty-Street ist dann der Auflauf, den ich eigentlich erwartet hätte: Reger Touristenverkehr, ein Stand neben dem anderen mit Fotodokumentationen. Das WTC während des Anschlags. Das WTC nach dem Anschlag. Der 11. September als Event.



In Trauer vereint: Genau ein Jahr ist es her, als sich am ersten Jahrestag der Anschläge auf das World Trade Center Familienangehörige und Freunde der Opfer an Ground Zero versammelten. Die Terroranschläge haben sich tief in das Bewusstsein der New-Yorker eingegraben. Foto: Segar

Alert Orange gehört zur Normalität

New York“, sagt Martin Halusa, „ist immer kreativ, immer impulsiv, immer weltoffen. Auch nach dem Anschlag.“ Der Amerikaner-respondent der Tageszeitung „Die Welt“ kommt aus Schramberg im mittleren Schwarzwald und lebt seit mehr als fünf Jahren in der Stadt. „Meine Tochter ist in ihrer Klasse eine von drei Weißen. Alle anderen Kinder stammen von rund um den Globus.“

„New York“, sagt Manfred Mohr, „ist nicht Amerika.“ Der Pforzheimer zählt zu den Pionieren der Künstler, die den Computer als Werkzeug begriffen, und seine Arbeiten finden weltweit begeisterte Käufer. „Ich habe als Kind den Angriff auf Pforzheim miterlebt. Aber für Amerikaner ist Gewalt von außen auf das eigene Territorium neu. Damit haben sie keinerlei Erfahrung.“

Wir sind nach New York gereist, um uns selbst ein Bild zu machen. Denn führt man sämtliche spektakulären Schlagzeilen der beiden letzten Jahre auf ihren Ursprung zurück, leiten sie einen automatisch an diesen Ort, an dem wir jetzt stehen, an dem uns ein riesiges Loch erwartet, an dem wir bei früheren Besuchen noch die Siebzig-Kilometer-Rundumsicht von einem der höchsten Häuser der Welt genießen konnten. Die Amerikaner haben diesen Ort mit ihrem Gespür für gute

Wirkung Ground Zero getauft. Viel tiefer geht es auch wirklich nicht hinab in den harten Granit von Manhattan, und von hier aus soll dem Aufstieg des Phönix aus der Asche nichts im Weg stehen. Viele reden hier lieber vom Wiederaufbau, als der Frage nachzuspüren, weshalb Amerika in weiten Teilen der Welt so wenig Freunde hat.

Helden vor Entlassung

Schon jetzt wird dem oberflächlichen Betrachter Normalität vorgegaukelt: Die Baustelle ist riesig, aber was es die auf dem Potsdamer Platz nicht auch? Für Andenkenverkäufer gibt es eine Sperrzone. Die Gedenktafel steht an prominenter Stelle, aber sie ist nicht protzig. Und die Helden von damals, die Feuerwehrleute, kämpfen im Moment gegen Budgetkürzungen, Entlassungen, Schließungen ganzer Departments.

Erst als wir genauer hinsehen, entdecken wir anderes: kleine Blumensträuße am Bauzaun. Gedichte, Zeichnungen von Kinderhand, Erinnerungsfotos. Und dann nehmen wir plötzlich die Menschen wahr, die nichts mit den Hunderttausenden am Hut haben, die sich vor Ground Zero ablichten lassen wie vor dem Empire State Building oder der Brooklyn Bridge. Da steht jemand im stillen Gebet. Da hält sich

ein altes Ehepaar an den Händen, in ihren Gesichtern lesen wir jene Geschichten, die untrennbar mit dem Tag im September 2001 verbunden sind.

Wir sind bei Whistlers eingeladen, einem deutsch-amerikanischen Künstlerpaar. Sie leben in Soho, in unmittelbarer Nachbarschaft zu Rupert Murdoch, dem australischen Medien-Tycoon. Es gäbe genug zu diskutieren während unseres Dinners. Aber schnell, sehr schnell, landet das Gespräch beim „september eleven“, wie hier der Albraumtag genannt wird.

„Hunderttausende kamen zu Fuß hier vorbei“, erzählt Steven Whistler, und wir haben das Gefühl, er erlebt die beklemmende Szenerie aufs Neue. „Über und über mit Asche und diesem komischen weißen Staub bedeckt, klammerten sie sich aneinander. Manche hockten sich einfach auf den Gehsteig, blieben regungslos sitzen. Dann kamen massenhaft Schaulustige aus Uptown. Ich rannte auf die Straße und versuchte sie zurückzuhalten.“

Wir können fragen, wen wir wollen: Es gibt keinen, der nicht weiß, was er an diesem Tag, in diesen Minuten getan hat. Wir besuchen Manfred Mohr in seinem Loft in Tribeca. Hier ist es wunderbar still. Nichts zu hören vom geschäftigen Treiben des Aufsteigerviertels, nur wenige Blocks von Down-

town Manhattan entfernt. „Das ist meine Insel“, lacht er, „hier kann ich mich für meine Arbeit abkapseln.“

Mit dem Abkapseln ist Schluss, als wir mit Manfred Moor auf das Dach seines Hauses klettern. „Da drüben wohnt Robert de Niro“, erklärt er. „Und dahinter.“ Sein Finger zeigt auf ein großes Nichts inmitten der vielen Hochhäuser, „...da standen sie. Wir saßen gerade beim Frühstück, als es passierte. Ein Flugzeug donnerte über uns hinweg. Dann eine Detonation. Wir sind hochgelaufen und sahen das Flugzeug im Turm stecken. Der Wind kam aus New Jersey, deshalb zogen die Aschewolken Richtung Brooklyn.“

„Nach dem Anschlag sind die Leute aufgewacht“, sagt Manfred Moor, „leider einige in die falsche Richtung. Was von offizieller Seite im Moment stattfindet, ist Angstmacherei auf allen Kanälen.“ Das bestätigt uns auch Martin Halusa: „Im Moment ist wieder Alert Orange. Das ist immerhin die zweithöchste Sicherheitsstufe. Doch so langsam nimmt es keiner mehr wahr.“

Enorme Polizeipräsenz

Was wir wahrnehmen, ist die enorme Polizeipräsenz. Vielleicht ist sie auch der Grund, weshalb New York nicht nur einen, sondern gleich zwei Gänge zurückgeschaltet hat. Wir bum-

mel über den Times Square, der vor wenigen Jahren noch mit Zuhältern, Prostituierten und Dealern bevölkert war, und außer Spielhöhlen und Bordellen nichts zu bieten hatte. Heute schlägt hier das nationale Herz des amerikanischen Markenbewusstseins. Es gibt ein Gesetz, welches Werbung an jedem Gebäude am Times Square zwingend vorschreibt.

„Das alles trägt noch Giulianis Handschrift“, sagt Martin Halusa. Der umstrittene Bürgermeister, nach dem 11. September zur Ikone der „We stand together“-Bewegung aufgestiegen, sorgte mit harten Maßnahmen dafür, dass eine der gefährlichsten Städte der Welt zum familienfreundlichen Besuchermagneten wurde. Selbstkehrwächenerprobte Schwarzwälder haben hier ihre Aha-Erlebnisse. „Ich bin seit Jahren nicht mehr in Hundekot getreten“, erzählt uns Martin Halusa. „Früher musste man auf dem Gehsteig Slalom laufen.“ Doch die Probleme verlagern sich nur, gelöst werden sie nicht. Das wird bei jedem neuen Zwischenfall bloßgelegt: Die Schießerei im Rathaus, der Stromausfall. Trotzdem ist für viele Amerikaner New York wieder einen Besuch wert. Für sie präsentiert sich New York als eine der sichersten Metropolen der Welt.

Beate Rygiert/Daniel O. Bachmann

Die Ruhe kehrt wieder ein

Von der „Terrorstraße“ zum Hamburger Stadtteildyll – Harburger Wohnung nur schwer vermittelbar

HAMBURG. Das Drama, das am 11. September 2001 die Welt erschütterte, machte auch eine beschauliche Straße in Hamburg-Harburg weltbekannt. Die Marienstraße in dem Arbeiterviertel wurde über Nacht zum Inbegriff einer islamistischen „Terrorzelle“. Zwei Jahre danach erinnert nichts mehr an die Aufregung von damals, gehört die Straße wieder zum Idyll eines Stadtteils, das seine Bewohner so schätzen.

Die Selbstmordattentäter Mohammed Atta, Marwan Alshehhi und Ziad Jarrah saßen in den entführten Flugzeugen und sind für den Tod von tausenden Menschen im World Trade Center und im Pentagon verantwortlich. Nach ihren Komplizen Said Bahaji und Zakariya Essabar wird seit den Anschlägen gefahndet. Der inzwischen wegen Beihilfe zum Mord in 3066 Fällen verurteilte Mounir El Motassadeq verbüßt in Hamburg eine 15-jährige Haftstrafe. Die Terroristen wohnten in der Marienstraße 54 oder waren mit den Mietern befreundet und gingen in dem Mehrfamilienhaus ein und aus. „Es war die bekannteste Wohnung



Die Marienstraße in Hamburg-Harburg wurde nach den Anschlägen des 11. September 2001 über Nacht weltweit bekannt. Die Terrorzelle um den Todesflieger Mohammed Atta wohnte im Gebäude mit der Nummer 54. Foto: dpa

Deutschlands, aber ich bekam sie lange nicht vermietet“, erinnert sich der Immobilien-Unternehmer Thorsten Albrecht. Viele Menschen hätten sich belastet gefühlt, obwohl dort selbst ja kein schreckliches Verbrechen geschehen sei. Erst als eine Berliner Künstlergruppe ein Jahr nach den Anschlägen mit einer Aktion in den leeren Zimmern für positive Schlagzeilen sorgte, fanden sich Mieter. „Seitdem lebt dort nun eine Wohngemeinschaft“, sagt Albrecht. Doch die neuen Mieter wollen ihre Ruhe haben.

Der 27 Jahre alte Jürgen, Student an der Technischen Universität Hamburg-Harburg, wo auch mehrere der Todesfliegen eingeschrieben waren, wohnt seit fünf Jahren in der Marienstraße. „Terrorstraße oben rechts“ habe er vor zwei Jahren geantwortet, wenn er nach seiner Adresse gefragt wurde. Nun sei es wieder eine Straße wie jede andere. Junge und Alte würden hier leben, Deutsche und Ausländer: „oft nebeneinander her, aber friedlich“. Die Anwohner genießen wieder ihre ruhige Straße. dpa

Osama, das Phantom

El-Kaida-Chef ist nicht zu fassen – Frust bei US-Agenten

WASHINGTON. Es war tiefe Nacht in Belutschistan im Südwesten Pakistans. US-Spionagesatelliten hatten die Gruppe Flüchtiger ausgemacht, die sich nur im Schutz der Dunkelheit bewegte. Das US-Militär hatte schon grünes Licht zum Abschuss einer Hellfire-Rakete – da blies ein CIA-Agenten, die die Flüchtlinge gestoppt hatten, die Aktion ab: Wieder nichts, Osama Bin Laden war nicht dabei. Seit fast zwei Jahren schlüpft der meistgesuchte Terrorist der Welt durch alle Fahndungslöcher. Der Drahtzieher der Terroranschläge vom 11. September, den US-Präsident George W. Bush den Amerikanern „tot oder lebendig“ versprochen hatte, bleibt wie vom Erdboden verschluckt.

Der Einsatz in Belutschistan im März war nur einer in einer langen Serie bislang vergeblicher und für die US-Agenten frustrierender Einsätze. Darüber können auch andere Fahndungserfolge nicht hinwegtäuschen. Zwar gingen mit Chalid Scheich Mohammed, der Nummer drei des Netzwerks, mit Militärführer Abu Subaida und Ramsi Mohammed Binalshibh, dem Bankier der Hamburger Terrorzel-



Osama Bin Laden soll noch am Leben sein. Archivfoto: dpa

le, inzwischen einige der wichtigsten Köpfe des El-Kaida-Netzwerks ins Netz, aber eben noch nicht der Boss.

Die Fahnder gehen davon aus, dass Bin Laden noch lebt, irgendwo im Grenzgebiet zwischen Afghanistan und Pakistan. Ihn dort zu packen, hat sich aber als praktisch aussichtslos erwiesen. Die afghanische Regierung hat über Kabul hinaus kaum Kontrolle über das Land. Bin Ladens Anhänger gelten als hundertprozentig loyal. Selbst das in Aussicht gestellte Kopfgeld von 25 Millionen Dollar hat bislang keinen zum Verrat getrieben. dpa